

„Ich lebe. Das ist mein Sieg!“

Die Holocaust-Überlebende Batsheva Dagan berichtet über ihr Schicksal und ihren Kampf für eine Gesellschaft ohne Hass und Ausgrenzung

Schweriner Schlossgespräch am 12. September 2012



Herausgeber: Landtag Mecklenburg-Vorpommern
Referat Öffentlichkeitsarbeit
Schloss, Lennéstraße 1
19053 Schwerin
Telefon (0385) 5 25-0

Herstellung: produktionsbüro TINUS, Schwerin

Fotos: Uwe Balewski (Veranstaltung)
Batsheva Dagan (Familie)

Schwerin, im November 2012

„Ich lebe. Das ist mein Sieg!“

Die Holocaust-Überlebende
Batsheva Dagan
berichtet über ihr Schicksal
und ihren Kampf
für eine Gesellschaft
ohne Hass und Ausgrenzung

Schweriner Schlossgespräch

12. September 2012

Mit seinen Schweriner Schlossgesprächen greift der Landtag Mecklenburg-Vorpommern Themen jenseits der tagespolitischen Aktualität auf. Über Partei- und Verbandsgrenzen hinaus soll eine öffentliche und zugleich offene Diskussion über grundlegende Entwicklungen und Zielstellungen in Mecklenburg-Vorpommern angestoßen und unterstützt werden.



Silke Gajek

3. Vizepräsidentin des Landtages Mecklenburg-Vorpommern

Sehr geehrte Frau Dagan,
sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete und
ehemalige Abgeordnete unseres Landtages,
sehr geehrter Herr Staatssekretär Lenz,
sehr geehrter Landesrabbiner Wolff,
sehr geehrter Herr Stadtpräsident Nolte,
sehr geehrter Herr Kary,
liebe Schülerinnen und Schüler,
sehr verehrte Damen und Herren.

Ich darf Sie herzlich zu dem 15. Schweriner Schlossgespräch hier im Plenarsaal begrüßen. Wir konnten eben schon die Bilder von Frau Dagan sehen – ich möchte sie herzlich begrüßen! Zum zehnten Mal, wie ich gehört habe.

Frau Dagan hat den Holocaust überlebt und wird nachher über diese schreckliche Zeit berichten. Gleichwohl möchte ich die anderen Holocaust-Überlebenden hier ausdrücklich auch noch einmal begrüßen.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie bereit sind, auch heute wieder über Ihre Erlebnisse, Ihre Gedanken, Ihre Erinnerungen an eine Zeit, die die meisten von uns selbst nicht miterlebt haben, zu sprechen. Und ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie seit nunmehr zehn Jahren den Landtag Mecklenburg-Vorpommern als Zeitzeugin begleiten und in Jugendprojekten Schülerinnen und Schüler für das Thema Holocaust sensibilisieren.

Mich haben Sie vorhin bei unserem Gespräch gefragt, wann ich das erste Mal mit dem Thema in Verbindung gekommen bin. Ich habe Ihnen über meine Erfahrungen im Geschichtsunterricht zu DDR-Zeiten berichtet. Ihre Frage hat mich doch wieder zum Nachdenken angeregt.

Dass der Prozess des Wachhaltens der Erinnerungen und der Geschichte keineswegs abgeschlossen ist und auch nie abgeschlossen sein wird, muss uns durch zunehmenden Rechtsextremismus, Antisemitismus, durch Into-

leranz und Fremdenhass bewusst sein. Nicht nur im privaten Umfeld werden heute teilweise wieder jene Geisteshaltungen, jene kulturelle Blindheit wiederbelebt, die einst den Holocaust erst möglich machten. Sie prägen mitunter wieder das Alltagsbewusstsein vieler Menschen in Deutschland, auch in Mecklenburg-Vorpommern. Dies ist sehr beschämend für mich – war es doch Deutschland, von dem im vergangenen Jahrhundert die größten Verbrechen gegen die Menschlichkeit ausgegangen sind.

Doch nicht nur im Privaten, sondern leider auch auf politischer Ebene nimmt nationalsozialistisches Gedankengut wieder zu und wird vermehrt öffentlich gemacht. So möchte ich an den Einzug der rechtsextremistischen NPD in verschiedene Stadt- und Gemeindevertretungen, aber eben auch in die Landtage von Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern erinnern. Trotz der biedereren Angepasstheit und der scheinbaren Einhaltung der Regeln der Demokratie, richten sich die rassistischen und fremdenfeindlichen Parolen dieser Partei gegen Minderheiten und Schwache mit dem Ziel, nationales Misstrauen zu erregen sowie die Werte, wie Toleranz, Pluralismus und Recht, und das Vertrauen zu zerstören, die die Grundlagen unseres Zusammenlebens, unserer Demokratie und unseres Rechtsstaates sind.

Da genügt es nicht, sich und andere damit zu beruhigen, dass die Erfolge dieser Partei nicht allein durch überzeugte Neonazis, sondern vorwiegend durch Protestwählerinnen und Protestwähler hervorgerufen worden sind.

Werden die ununterbrochene Hetze und Menschenfeindlichkeit gegen Ausländerinnen und Ausländer, gegen Andersdenkende und die Ziele der Rechtsextremisten nicht bewusst gemacht, nicht öffentlich skandalisiert und kritisiert, so ist zu befürchten, dass sich die Menschen wieder an die veränderten Grenzziehungen und Wertvorstellungen gewöhnen und scheinbar harmlose distanzierte Einstellungen zur feindseligen Normalität in unsicheren Zeiten werden, so wie einst in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als die NSDAP großen Zulauf erfuhr – dessen verheerende und schreckliche Folgen und Auswirkungen für die Welt wir alle kennen. Dann nämlich besteht die Gefahr, dass solche menschenverachtenden Ansichten salonfähig werden, die nach dem Zweiten Weltkrieg errungenen humanitären Werte aufgeweicht und an Bedeutung verlieren werden, und letztlich erneut der Nährboden für Hass, Intoleranz und neues Unrecht in Europa begründet wird. Wir müssen angesichts dieser Tatsachen alarmiert sein, zeigen sie uns doch, dass es nicht ausreicht, Menschenrechte, Menschenwürde und das Demokratieprinzip in die Verfassung und in die Gesetze zu schreiben. Diese Werte müssen immer wieder neu erklärt und den nachwachsenden Generationen begründet, vermittelt und vorgelebt werden. Gerade vor dem Hintergrund der größer werdenden Erinnerungslücken bei nachwachsenden Generationen, der zunehmenden Relativierung und auch Verharmlosung der NS-Untaten sowie auch vor dem Hintergrund der vermehrten Politikverdrossenheit, ist es wichtig, diesem entgegenzuwirken.



Wir hören es immer wieder, wir glauben es zu wissen, und doch dürfen wir gerade wegen der Zunahme der menschenverachtenden Gedanken nicht müde werden es zu betonen: Frieden, Demokratie, Toleranz und Humanität sind keine selbstverständlichen Gewissheiten, sondern setzen das fortdauernde Engagement jedes Einzelnen von uns voraus.

Anlässlich des 20. Jahrestages der ausländerfeindlichen Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen haben die demokratischen Parteien jüngst in der Landtagssitzung am 30. August den Willen des Landtages erneuert, sich den ernststen Bedrohungen, die sich aus Rassismus, Demokratiefindlichkeit und Antisemitismus ergeben, entgegenzustellen. Die Fraktionen von SPD, CDU, DIE LINKE und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN haben die Grundrechte jedes in Mecklenburg-Vorpommern lebenden Menschen bekräftigt und

treten insbesondere dafür ein, dass Menschen in unserem Land frei von Diskriminierung und Verfolgung aufgrund von nationaler oder ethnischer Herkunft, Geschlecht, sexueller Orientierung, Religion, Behinderung oder Weltanschauung leben können.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler, wer weiß, was geschah, weiß auch, was menschenmöglich ist und was sich künftig ereignen kann – oder mit den Worten des amerikanischen Philosophen George Santayana „Wer die Geschichte nicht kennt, ist verurteilt, sie zu wiederholen!“.

Die Selbstverständlichkeit, mit der heute die Menschen Freiheit und Rechte erleben dürfen, vermittelt mitunter zu wenig Gespür für die Gefahren von Willkür und Unfreiheit. Deshalb ist es so wichtig, die Erinnerungen an die unfassbaren nationalsozialistischen Verbrechen auch künftig wachzuhalten. Wir alle sind aufgefordert, ausländerfeindliche, rechtsradikale und antisemitische Gedanken und Gewalt offen und couragiert abzuwehren. Niemand darf wegsehen. Als Folge aus der Erinnerung und mit der Erkenntnis, dass wir Menschen in der Lage sind, unsere gesamte zivilisatorische Erfahrung zu vergessen und Unseresgleichen massenhaft zu terrorisieren und zu morden, muss jeder und jede in seinem und ihrem Denken und Handeln bemüht sein, die Einzigartigkeit eines jeden Lebens und die unveräußerliche Würde jedes Menschen zu akzeptieren und das Gebot der Hilfe und Mitmenschlichkeit täglich umzusetzen.

Es ist an uns und den künftigen Generationen, dafür zu sorgen, dass das ethische und moralische Fundament, auf das sich die Väter und Mütter des Grundgesetzes noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Verbrechen des Nazi-Regimes verständigt haben, nie mehr in Frage gestellt oder gar verwässert wird.

Für die Kinder und Enkel der Täter- und Opfergeneration, aber auch für künftige Generationen, ist die Zeit des Nationalsozialismus mehr als ein halbes Jahrhundert nach den unfassbaren Geschehnissen nur noch schwer zugänglich – sie haben die Zeit des Schreckens in Europa nicht erlebt. Sie sind, wo die Erzählungen in den einzelnen Familien verstummt sind oder nie weitergegeben wurden, auf öffentliche Zeugnisse aller Art angewiesen. Dazu zählen historische Dokumente, literarische und filmische Auseinandersetzungen mit dieser Zeit ebenso wie das Festhalten der Erinnerungen Überlebender und das Weitergeben dieser Erinnerungen an die jungen Menschen. Dieses ist besonders wichtig, da ansonsten Teile der Geschichte verloren gehen, weil diejenigen, die sie erlebten und erzählen können, irgendwann selbst einmal nicht mehr da sein werden.

Umso mehr freut es mich, dass wir das Glück haben, mit Ihnen, Frau Dagan, ins Gespräch kommen zu dürfen. Sie selbst können aus eigenem Erleben berichten, was es heißt, ohne Rechte zu sein und von Mitmenschen drangsaliert zu werden. Sie können aus eigenem Erleben darüber berichten, wohin es führt, wenn Intoleranz, Fremdenfeindlichkeit, Terror, Gewalt und Menschenverachtung gegenüber Andersdenkenden, Menschen anderer Herkunft und Schwa-



Musikalisch umrahmt wurde das Schlossgespräch von der Gruppe „Halb & Halb“ aus Rostock.

chen herrschen. Sie selbst, Frau Dagan, haben unermesslich Schreckliches in Ihrem Leben durchgemacht und werden dennoch nicht müde, darüber zu berichten und uns zu warnen. Für Ihr Engagement möchte ich Ihnen nochmals ganz herzlich danken!

Nur mit dem Wachhalten der Erinnerungen und nur durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte werden wir in

der Lage sein, nicht zu vergessen – und nicht blind zu werden. Nur dann werden wir in der Lage sein, Lehren aus dem Geschehenen zu ziehen – als Voraussetzung für ein verantwortungsvolles Handeln in Gegenwart und Zukunft.

Sehr geehrte Frau Dagan, nochmals vielen Dank für Ihr Kommen. Wir freuen uns auf das Gespräch mit Ihnen.



Batsheva Dagan:

Sehr geehrte Frau Vizepräsidentin des Landtages, Frau Silke Gajek,
sehr geehrte Abgeordnete,
liebe Schülerinnen und Schüler des Schweriner Sportgymnasiums,
liebe Frau Rusch,
sehr geehrte Damen und Herren.

Ich bedanke mich beim Landtag Mecklenburg-Vorpommern für die Einladung zu dem heutigen Schlossgespräch. Mein Dank gilt ganz besonders Frau Sylvia Bretschneider, die mich ersucht hat, für diese Veranstaltung nach Schwerin zu kommen. Wir haben jetzt schon seit zehn Jahren zusammengearbeitet, und ich kann sagen, dass wir in dieser Zeit eine sehr enge, herzliche Beziehung zueinander entwickelt haben. Ich bedaure es sehr, dass Frau Bretschneider heute nicht hier sein kann. Ich schätze sie sehr und bin ihr überaus dankbar, dass sie so engagiert für dieses Thema arbeitet. Bedanken möchte ich mich auch bei Ihnen allen, dass Sie der Einladung des Landtages gefolgt sind. Sie zeigen mit Ihrem Kommen, dass auch Sie an diesem Thema interessiert sind und mich kennenlernen möchten. Ich bin gebeten worden, zu Beginn des Abends über wichtige Stationen meines Lebens zu sprechen. Das will ich gerne tun. Ich möchte mit einem Gedicht beginnen, das ich vor vielen Jahren geschrieben habe und mit dem ich auch heute noch oft Gespräche mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen beginne. Das Gedicht steht in meinem Buch „Gesegnet sei die Phantasie, verflucht sei sie.“

An die, die zögern zu fragen

*Fragt heute,
denn heute ist das Gestern von morgen.*

*Fragt heute,
denn morgen entdeckt ihr plötzlich,
dass es schon zu spät ist.*

*Fragt heute,
denn heute gibt es noch Zeugen.*

*Fragt heute,
denn morgen wird es nur Literatur sein oder Auslegung.*

*Was fehlen wird, wenn das Morgen kommt,
ist Blickkontakt und Erwidern,
eine Antwort auf jede Frage
in Worten oder Miene.*

*Fragt nochmals,
fragt immer wieder.*

*Jetzt ist es Zeit.
Gestern kehrt nicht wieder.*

Dieses Angebot gilt auch für Sie. Ich hoffe, dass Sie viele Fragen haben und wir eine interessante und inspirierende Zeit verbringen.

Sie wissen, dass ich in Polen geboren wurde. Ich lebe heute in Israel, in der Stadt Holon, nahe Tel Aviv. Was verbindet mich mit Schwerin?

Zwangsarbeit. Ich war Zwangsarbeiterin in dieser Stadt, mit falschen Papieren bei einer nationalsozialistischen Familie. Ich habe jeden Tag Hitlers Foto abgestaubt, und ich habe viele antisemitische Sätze gehört. Die Hauswirtin hat mich zum Beispiel gefragt: „Was habt ihr mit eurem Judenpack gemacht?“ Was sollte ich ihr antworten? Ich konnte nichts sagen. Sie dachte, dass ich eine gläubige Katholikin sei, und war froh darüber, dass ich nicht Jüdin bin. Ich habe die zwei Kinder, die in dieser Familie waren, betreut. Der Junge war in der Hitlerjugend und das Mädchen beim BDM (Bund deutscher Mädel). Ich habe sie durch die Straßen marschieren sehen, wie sie gesungen haben: „Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt. Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.“

Meine Hauswirtin hatte einen Bruder, der SS-Arzt in Majdanek war. Majdanek war ebenfalls ein schreckliches Lager. Sie hat ihn gefragt, was er fühlt, wenn er Juden in die Gaskammer jagt, und er hat gesagt: „Ich fühle gar nichts, weil die Juden Geschöpfe sind, die lediglich in ihrem Äußeren an einen Menschen erinnern.“ Können Sie das verstehen? Es ist schwer zu verstehen.



Und so habe ich von Tag zu Tag, ohne viel Essen, gelebt, denn es gab damals nicht genug in Schwerin – und dennoch, ich habe in einem Haus gewohnt, ich konnte mich waschen, und ich habe gehofft, ich werde es vielleicht doch überleben.

Nach der Befreiung kam ich auf meinem Weg nach Westen wieder durch Schwerin. Ich wollte meiner Freundin das Haus zeigen, in dem ich Zwangsarbeit machen musste. Und ich habe das Haus erkannt. Wir haben an die Tür geklopft. Die alte Oma war zuhause. Ihre junge Familie war nach Hamburg geflohen und hat sie alleine in diesem großen dreistöckigen Haus zurückgelassen. Sie war erschrocken, als sie mich gesehen hat. Sie sagte: „Ach, ich dachte, dass Sie..“ – also dass man mich getötet hat. „Unser Führer hat uns betrogen“, war ihre Reaktion auf mein Auftauchen. Aber sie hat mir mein Foto gegeben. Das einzige Foto von mir als junges Mädchen, was ich aus der Ghetto-Zeit habe.

1994 war ich zum ersten Mal wieder in dieser Stadt, mit einem Freund aus Hamburg. Ich habe das Haus gesucht, wo ich gearbeitet habe. Den Namen der Straße werde ich nie vergessen: Slüter Ufer, Nr. 12, ein dreistöckiges Haus. Und dieses Haus habe ich als junges Mädchen bedient.

Ich war aus dem Ghetto in Polen geflohen, um mich zu retten, um nicht mit Angst zu leben. Leider habe ich mit einer anderen Angst gelebt, dass man mich entdeckt und mich inhaftiert.

Seit dem Jahr 2002 komme ich jedes Jahr zu Projekten des Landtages. Ich feiere dieses Jahr zehn Jahre mit Schwerin und mit Ravensbrück, weil ich auch dort meine Berichte vortrage.

Ich möchte Ihnen meine Familie vorstellen.

Sie alle kennen die Zahl „6 Millionen Juden“. Wenn ich die Jugend frage, was sie über den Holocaust wissen, dann sagen sie „Judenverfolgung“. Ja, Judenverfolgung, denn die Juden waren die Nummer eins, aber dann kamen die Zigeuner, dann kamen die Polen, die Russen und alle anderen wurden ausgegrenzt. Ich nenne dies nicht nur Judenverfolgung, sondern „Europaverfolgung“.

Dass ich diese Fotos meiner Eltern und Geschwister habe, ist auch ein großes Wunder, denn man hat mir alles liquidiert, ich habe nichts gehabt. Die Fotos habe ich von meinen Verwandten aus Amerika bekommen und von den Kollegen meiner älteren Geschwister.



Batsheva Dagan (5. v. l.) mit ihren Eltern und Geschwistern

In der Mitte ist meine Mutter zu sehen, neben ihr stehen mein Vater, meine Schwester Anna, auf der anderen Seite meine Schwester Genia, mein Bruder Janas und unten Wolf und Hersch. Dies ist das einzige Bild, das mich zeigt, wie ich als Kind aussah. Hier sind ich und meine jüngere Schwester Sabina und dann noch mein Bruder Schajo und mein Bruder Mordechaj.

Ich möchte euch über das Schicksal jedes Einzelnen erzählen.



Schwester Anna

Meine Schwester Anna war meine spirituelle Mutter. Ihr könnt euch gut vorstellen, wenn meine Mutter so viele Kinder hatte und so viel Arbeit, dann hat sie nicht viel Zeit für die Erziehung gehabt, und meine Schwester Anna hat diese Rolle übernommen. Sie hat jeden Aufsatz gelesen, den ich in der Schule geschrieben habe, und hat sich für meine Entwicklung interessiert.



Bruder Janas und seine Frau Ida

Dies sind mein Bruder Janas und seine Frau Ida. Ich habe nicht erwähnt, Łódź war eine industrielle Stadt, sie wurde „Polish Manchester“ genannt. Mein Bruder war Textilingenieur. Wir haben im Ghetto eine Binde mit einem Davidstern auf dem rechten Arm getragen. Mein Bruder hat eine zusätzliche Binde bekommen. Darauf stand: „Nützlicher Jude“, weil er die deutsche Textilindustrie bedient hat. Wir waren im Janowska-Lager. Das Lager ist nicht so bekannt, in Lemberg gab es eine Stra-

ße „Janowska“ und dort hat man ein Lager gegründet. Es war ein schreckliches, grausames Lager. Meine Schwägerin Ida hat in einer Effektenkammer gearbeitet, und sie hat auf dem Haufen der Kleider der Ermordeten einen Schal gefunden, den sie ihrem Mann gestrickt hatte. Da wusste sie, dass er nicht mehr lebt. Sie hat überlebt, und als ich in Amerika studiert habe, habe ich sie getroffen, und sie hat mir über das Schicksal meines Bruders und über ihr eigenes erzählt.



Schwester Genia

Das ist meine Schwester Genia. Weil sie so hübsch und blond war – das war doch eine „Tugend“, blond zu sein und blaue Augen zu haben –, dachte ich, sie wird überleben. Aber sie hat nicht überlebt. Sie wurde mit meinen Eltern nach Treblinka verschleppt und vergast.



Bruder Wolf

Das ist mein Bruder Wolf. Er war in der polnischen Einheit der britischen Armee und hat gegen die Deutschen gekämpft. Ich habe von seinem Sohn sein „Soldier Service and Paybook“ bekommen und auch sein Dienstbuch und seine Uniform.



Bruder Hersch

Mein Bruder Hersch ist der Einzige, der nicht in dem Holocaust war. Er ist ein Jahr vor Ausbruch des Krieges als Sportler nach Palästina ausgewandert.



Bruder Schajo

Mein Bruder Schajo war nach Russland geflohen und hat in Usbekistan in einem Kolchos gearbeitet. Er hat überlebt.



Bruder Mordechaj

Mein Bruder Mordechaj war auch wie die älteren Geschwister nach Russland geflohen. Er hat nicht überlebt. Er war 21 Jahre alt, als er in Russland verhungerte.



Isabella alias Batsheva

Das hier bin ich. Mein eigentlicher Name ist Isabella Rubinstein. Den Namen Batsheva Dagan trage ich seit meiner Übersiedlung nach Palästina. Dieses Foto habe ich von der Oma in Schwerin bekommen, das einzige Foto aus dem Ghetto. Die traurigen Augen haben mich verraten.



Schwester Sabina

Das ist meine kleine Schwester Sabina. Sie wurde erschossen, als sie aus dem Ghetto fliehen wollte. Das habe ich erst 20 Jahre nach der Befreiung erfahren, von Menschen, die dort im Ghetto waren und sie gekannt haben.

Was soll ich euch über Łódź erzählen?

Es gab schon Gerüchte über ein Ghetto in Łódź, und mein Vater wollte nicht dort bleiben. Wir hatten Verwandte in Radom im Generalgouvernement (der Teil Polens, der nicht ins Deutsche Reich einbezogen war). Meine Schwester Genia, die Hübsche, meine kleine Schwester, ich und meine Mutter, wir waren noch in Łódź geblieben. Mein Vater hat zuerst mich mit nach Radom genommen. Dann hat er einen deutschen Soldaten bestochen, und für Geld hat er in Fässern meine Mutter und die Schwestern nach Radom gebracht. Und so waren wir zu fünft in einem kleinen Zimmer – ohne Toilette, ohne Waschgelegenheiten, unter sehr elenden Umständen. Als Erstes hat man im Ghetto die Schulen geschlossen. Das war für mich ein großer Schlag, denn ich habe die Schule geliebt. Das Lernen wurde mir weggenommen! Da haben wir uns entschlossen, in diesen engen Wohnungen heimlich zu lernen. In der einen Wohnung hat man Mathematik gelernt, in der zweiten Geographie, in der dritten polnische Literatur. Die Lehrer sind in diese Wohnungen gekommen und haben uns unterrichtet. Immer, wenn wir durchs Fenster die Soldaten gesehen haben, haben wir die Bücher und Hefte versteckt und gesungen. Sie sollten nicht merken, dass wir lernen.

Im Ghetto war es eine sehr schwere Zeit, es herrschte großer Hunger und schreckliche Angst, dass man jede Minute sein Leben verlieren könnte.

Der Ersatz für die Schule war auch eine Jugendorganisation. Dort hatten wir einen sehr guten Instrukteur, der in Warschau lebte und nach Radom

gekommen ist. Wir haben Gespräche miteinander geführt und unsere Hoffnung behalten: Vielleicht werden wir es doch überleben.

Aber der schreckliche Tag ist gekommen, die „Endlösung“. Am 5. August 1942 kamen Einsatztruppen, die haben an die Türen geklopft und man musste in zehn Minuten mit wenig Gepäck zum Sammelpunkt kommen. Das war die erste Selektion. Auf der einen Seite die Erwachsenen und auf der zweiten Seiten die Jungen. Sabina und ich waren auf der linken Seite, Genia mit meinen Eltern auf der rechten. Sie wurden nach Treblinka verschleppt, vergast und verbrannt. Ich habe Tage und Nächte geweint. Damals dachte ich an Flucht. Denn die Polen haben erkannt, wer Jude ist, die Deutschen haben das nicht erkannt. Einen Mann konnte man gleich erkennen, aber nicht die Frauen. Unsere traurigen Augen haben uns verraten.

Dann haben wir uns dazu entschlossen, dass ich zuerst gehe und Sabina nachkommt.

Auch Polen wurden verfolgt. In Radom hat man eine Straße von beiden Seiten abgesperrt und die Polen auf Lastwagen zur Zwangsarbeit nach Deutschland gezwungen. Ich hatte eine polnische Bekannte, die wollte nicht nach Deutschland. Es ist ihr gelungen wegzulaufen, und sie hat mir ihre Papiere gegeben. In Polen war es Sitte, wenn Brüder Töchter hatten, haben sie ihnen dieselben Namen gegeben. Deshalb konnte ich ihren Pass gebrauchen.

Der Landesgerichtsdirektor in Schwerin hatte ein Dienstmädchen gesucht, das sollte meine polnische Kollegin sein. Da bin ich an ihrer Stelle, mit ihren Papieren, nach Deutschland gegangen. Ich bin über Radom, Warschau, Berlin nach Schwerin gekommen. Im Zug saß ein SS-Mann mit einem Totenkopf auf seiner Mütze, und er hat mir ein Lied gesungen: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, erst kommt Hitler und dann die Partei.“ Das war mir ein Trost, aber ich habe auch Angst gehabt, und doch habe ich gefühlt, dass er mir nicht schaden wird.

Als ich nach Schwerin gekommen bin, hat der Gerichtsdirektor gesagt: „Aber das sind doch nicht Sie! Sie habe ich doch nicht gewählt!“ Das ist wahr, er hat mich nicht gewählt.

Bei der Ankunft am Bahnhof in Schwerin habe ich Plakate gesehen wie: „Ehe deine Hand den Schalter dreht, bedenke, um was es geht.“ „Räder müssen rollen für den Sieg.“ Und den schönen Satz: „Es grüßt dich die Stadt der Seen und Wälder.“ Ich war entzückt von der Stadt und dem Haus am Slüter Ufer am Ostorfer See. Jeden Tag habe ich auf diesen See geblickt. Das hat mir gut getan, und ich habe von der Freiheit geträumt.

Aber ich wurde verraten und eingesperrt. Ich war in sechs Gefängnissen in Deutschland. Das erste Gefängnis war in Schwerin neben dem Bahnhof, heute ist da ein Hotel. Dann war ich in Güstrow in einem Schloss, da hat man mir Kleidung aus dem vorherigen Jahrhundert gegeben. Ich musste jeden Tag



Wäsche waschen. Und ich habe Scharlach bekommen und musste sechs Wochen dort bleiben, bis ich gesund war. Das nächste Gefängnis war in Neubrandenburg. Dort war ich mit einer Russin in einer Zelle. Sie hat die ganze Zeit gejammert und geweint: „Was für Verbrechen habe ich begangen? Ich bin eingesperrt, weil ich liebe.“ Sie hatte sich in einen deutschen Soldaten verliebt, und deshalb wurde sie mit mir zusammen nach Auschwitz verschleppt.

In Neubrandenburg ist noch etwas Eigenartiges geschehen. Um fünf Uhr am Morgen hat ein Schupo geklopft, hat mir ein Sandwich mit einem Ei gebracht und gesagt: „Wir verlieren in Afrika.“ Das hat mir Hoffnung gegeben, vielleicht werde ich doch überleben. Er hat gesagt: „Und wenn du das alles überlebst, komm in meine Kneipe, die heißt ‚Die Goldenen Sterne‘,

ich werde dich gerne zu Gast haben.“ Ich habe mit Frau Bretschneider vor ein paar Jahren diese Kneipe gesucht, und auch dieses Polizeipräsidium in Neubrandenburg, aber es ist keine Spur davon geblieben.

Anschließend war ich in Berlin am Alexanderplatz im Gefängnis. Es war ein „wunderbares“ Gefängnis: Es gab eine Toilette im Zimmer und intelligente Frauen, anregende Gespräche.

Von Berlin aus kam ich nach Breslau, ein schreckliches Gefängnis, es gab so viele Schläge, ich habe mich unter den Pritschen versteckt. Und dann Beuthen, und schließlich das Tor von Auschwitz. Über Auschwitz habe ich nicht viel gewusst. Ich wusste nur, dass man hineinkommt, aber man geht nie heraus.

Ich kann mir vorstellen, dass hier im Saal auch Leute sind, die schon in Auschwitz waren. Wer von Euch war in Auschwitz? Niemand? Ich wünsche mir, dass Ihr Auschwitz besucht, das ist sehr wichtig. Dort gibt es eine Lagerstraße, die heute noch so aussieht wie damals, und es gibt Gruben. An diesen Gruben haben Häftlinge gestanden und haben so gemacht ... schnipp-schnapp. Was soll das bedeuten? Haare abschneiden. Dann hat man mich in eine „Sauna“ geführt – keine Sauna, so wie Ihr sie kennt –, dort hat man eine Frau in einen Häftling umgewandelt. Man hat mir die Haare abgeschoren, man hat mir auf dem linken Arm eine Nummer tätowiert, ich habe eine Uniform von einem getöteten russischen Soldaten bekommen, ohne Unterwäsche, und mir wurde befohlen, meine Füße mit Streifen von einem jüdischen Gebetsschal zu umwickeln. Ich habe zwei linke holländische Holzschuhe gehabt, und so

musste ich zur Arbeit marschieren. In jedem Lager gab es zwei Zählappelle, am Morgen um fünf Uhr und 17 Uhr am Nachmittag. Über die Appelle werde ich Euch nichts erzählen, ich möchte Euch erzählen, wo ich gearbeitet habe.

Ich habe in Auschwitz in vier Kommandos gearbeitet.

Das erste Kommando war das „Brennnessel-Kommando“. Da habe ich mit blutenden Händen, ohne Handschuhe, Brennnessel gepflückt. Meine Aufseherin hieß Irma Grese, sie war hübsch – und grausam. Sie hatte einen Hund und einen Stock, und sie hat uns geschlagen und geohrfeigt. Wir haben hohe Körbe bekommen, um sie vollzustopfen, und sie hat ihren glänzenden Stiefel hineingestellt. Und Gott behüte – wenn der Korb nicht voll war, dann gab es Ohrfeigen und Schläge links und rechts.

Mein zweites Kommando war das „Kartoffelkommando“. Da habe ich 50 Kilo Kartoffeln auf einer Trage geschleppt, zusammen mit einer anderen Häftlingsfrau.

Das dritte Kommando war das „Revier“. Da ist mir etwas Gutes passiert: Ich habe meine Cousine auf der Lagerstraße getroffen! Sie war die Frau eines Arztes und hat sich als Krankenschwester gemeldet, obwohl sie keine Krankenschwester war. Sie hat erreicht, dass ich zur Arbeit in das „Revier“ – das „Krankenhaus“ für Häftlinge – eingeteilt wurde. Dort hatte ich zwei Arbeiten zu erledigen: Ich musste die Ausscheidungen des Körpers in die Latrine rausschleppen, denn es gab keine Toiletten, nur Kübel und Töpfe. Die zweite Arbeit war, auf die dreistöckigen Pritschen zu klettern und die Körper zu be-

rühren, ob sie kalt oder warm waren. Und wenn sie kalt waren, haben wir zu zweit die Leichen runter auf einen Haufen geschleppt. In diesem Revier habe ich mich angesteckt, ich war sehr krank, ich habe 16 Tage 40 Grad Fieber gehabt und schreckliche Krätze. Das war eine Plage, die man sich nicht vorstellen kann, denn das Kratzen hat mich fast umgebracht.

Dann gab es eine große Selektion, bei der wir uns nackt ausziehen mussten, und Doktor Mengele mit seinen weißen Handschuhen hat nach links oder rechts gewiesen, wer zum Leben und wer zum Tod geht. Ich sollte mich auch mit aufstellen, aber ich habe mir gesagt, ich gehe nicht, ich werde nicht zurückkommen. Dann war da ein Offizier, und ich habe ihn gefragt, ob ich zurück ins Bett darf. Und er hat es erlaubt! Dann war die Selektion vorbei, ein paar hundert Mädchen mussten ins Gas – und ich bin am Leben geblieben. Dies war einer meiner kritischen Momente, ich habe mehrere gehabt. Meine Cousine Alunia war mein Schutzengel, sie hat sich bemüht, mir Medizin zu bringen. Sogar die SS-Ärzte haben sie geliebt. Sie war schön und gut und ein wunderbarer Mensch.

Ich sah schon aus wie ein „Muselmann“, das heißt, nur Knochen und Haut, und ich hätte viel essen müssen. Aber wie kann ich viel essen? Die Portionen waren sehr knapp, die hat man nach der Arbeit ausgeteilt.

Mein viertes Kommando war das Kommando „Kanada“. Die Häftlinge haben dieses Kommando so genannt, weil Kanada ein Land von Überfluss



v. l. Hans Kreher, Vizepräsident des Landtages a. D., Valeriy Bunimov, Jüdische Gemeinde Schwerin, Landesrabbiner William Wolff und Holocaust-Überlebender Erich Kary

ist. Dieses Kommando hatte alle Dinge, die die Getöteten mitgeschleppt haben, und wir haben die Sachen dann sortiert. Die Kleidung wurde für das Winterhilfswerk nach Deutschland geschickt. Die Arbeit in „Kanada“ war am Anfang sehr schwer. Ich habe jedes Stück beweint. Wer hat das getragen? Woher kommt dieses, von welcher Frau, welchem Mädchen? Man musste sich daran gewöhnen. Ich habe neun Monate in „Kanada“ gearbeitet. Ich habe den Untergang meiner Stadt Łódź und den Untergang der Juden aus Budapest, wo Adolf Eichmann so aktiv war, dort erlebt. Ich habe Fotos von meinen Lehrerinnen gefunden. Das war schrecklich, das zu erleben. Da habe ich verstanden, dass sie nicht mehr am Leben sind.

Oft fragen mich Schüler: Wie lebt man in so einem Lager? Ein paar Worte darüber. Wir waren acht Mädchen, die zusammengehalten haben. Es war ein Ersatz der verlorenen Familien, wir haben uns gegenseitig geholfen, uns unterstützt, das war eine große Hilfe. Das andere war, ich wollte lernen. Ich war so stimuliert bei so vielen Sprachen, die dort gesprochen wurden, also habe ich mir ausgesucht, Französisch zu lernen. Ich habe eine Frau aus Belgien getroffen und sie ersucht, mir zu helfen. Ich hatte kein Papier, keinen Bleistift, alles mündlich. Und ich habe fließend Französisch gesprochen! Die älteren Häftlinge – damals dachte ich, 25 Jahre ist schon alt – haben mich ausgelacht und gesagt: „Man wird dich mit deinem Französisch verbrennen!“ Und meine Antwort war: „Wenn ich lebe, werde ich es brauchen. Und wenn nicht, dann habe ich jetzt Freude daran.“ Und ich habe weitergelernt. Das war mir wichtig, denn ich konnte in einer Welt, wo es nur Befehle gab, meine eigene Wahl treffen. Ich habe Freundschaft und Lernen gewählt, und von den Gedichten, die die Häftlinge verfasst haben, habe ich gelernt. Das ging von Ohr zu Mund. Und weil ich diese Gedichte gelernt habe, habe ich das Buch geschrieben „Gesegnet sei die Phantasie – verflucht sei sie!“ Denn ich wollte nicht mit diesen Gedichten sterben. Das muss die Welt wissen. Dann habe ich meine eigenen Gedichte geschrieben.

Meine letzte Arbeit in „Kanada“ war es, die Koffer zu verbrennen. Zu der Zeit hat man schon die Kanonen von der Front gehört, die Russen waren

ganz nah. Was man heute in Auschwitz-Birkenau sieht, das sind die Koffer, die zu verbrennen wir schon keine Zeit mehr gehabt haben. Diese Koffer sind mit Namen dort geblieben, und die Familien haben nach dem Krieg die Koffer identifiziert.

Dann hieß es antreten, zu fünft. Der Todesmarsch. Drei Tage und drei Nächte sind wir bis Loslau im tiefen Schnee bei minus 20 Grad marschiert. Wer nicht laufen konnte, wurde erschossen, und der weiße Teppich von Schnee war mit roten Flecken bedeckt. Von dort ging es in offenen Waggons nach Ravensbrück.

Über Ravensbrück habe ich überhaupt nichts gewusst. Das Lager war überfüllt, also hat man ein Zelt aufgestellt. In diesem Zelt saß man mit gespreizten Beinen. Eine im Schoß der Anderen, so konnte man mehr Platz gewinnen. Anschließend wurde ich in ein Lager nach Malchow verschleppt, dort war ich vier Monate bis zum Kriegsende. Dieselben SS-Männer, die uns in „Kanada“ beaufsichtigt haben, waren auch in Malchow. Wie die geflüstert haben, dass Berlin in Gefahr ist. Sie haben die Häftlinge aufgefordert, die Militärembleme abzutrennen. Man sollte nicht erkennen, was sie während des Krieges getan haben.

Erst im vorigen Jahr habe ich die Orte identifiziert und wer mich befreit hat, denn man hat immer diskutiert: Haben mich die Engländer befreit, haben mich die Russen befreit, haben mich die Amerikaner befreit? In Wöbbelin bei Schwerin habe ich erfahren, dass mich die Amerikaner befreit haben.

Die sind zuerst gekommen, am 2. Mai. Es hat lange gedauert, bis ich im vorigen Jahr diese Wahrheit erfahren habe.

Drei von uns acht Mädchen sind zurück nach Polen gegangen, sie wollten wissen, ob noch jemand lebt, und fünf sind in den Westen gegangen. Ich wollte nicht in Europa bleiben, ich wollte in einem jüdischen Land leben, denn ich hatte genug von diesem Antisemitismus gehabt. Diese ganzen Flüche, und die schlimmsten Flüche waren in Deutsch und in Polnisch, die weiß ich bis heute alle auswendig: Du Schweinehund, du Mistvieh, du Scheiße, du Dreck und so weiter. So hat man uns genannt.

Ich fühlte mich frei und ich fühlte mich, als wäre ich betrunken. Ist das wahr, dass ich frei bin? Ich war drei Monate in Belgien. Dort habe ich meinen Mann kennengelernt, er war in der britischen Armee und hat mir und meiner Freundin ein Zertifikat beschafft, sodass wir legal nach Palästina fahren konnten. Damals gab es noch keinen jüdischen Staat.

Ich sollte als Zeugin zum Gericht nach Lüneburg kommen, wo meine Aufseherin Irma Grese zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Als man sie gefragt hat, ob es ihr Leid tut, dass sie sich so verhalten hat, hat sie gesagt: „Es tut mir nicht Leid, ich habe das für mein Vaterland gemacht.“ Wie kann man so ein kulturelles Volk, das der Welt Goethe und Schiller und Beethoven und andere große Menschen geschenkt hat, so indoktrinieren, dass sie nachgelaufen sind und „Heil Hitler“ gerufen haben?



Ich frage immer die Schüler, was ich wohl als Erstes nach der Befreiung gemacht habe. Die Schüler sagen dann meist: gegessen. Das kann man denken, aber das Essen ist uns nicht bekommen, wir waren alle krank, denn der Magen war es nicht gewohnt, normales Essen zu bekommen. Nein – das Erste was, ich gemacht habe, war **l e r n e n**. Das hatte mir so sehr gefehlt! Ich habe in einem halben Jahr fließend Hebräisch gesprochen, und ich habe mich für ein Lehrerseminar vorbereitet, das Abitur nachgeholt. Und das Lernen ging weiter.

In den ersten Jahren meiner professionellen Karriere war ich Kindergärtnerin. Und deshalb habe ich das Buch geschrieben „Was geschah in der Schoah?“. Schoah ist ein hebräisches Wort für den Holocaust. Wisst Ihr, was

Holocaust bedeutet? „Holos“ in Griechisch heißt „ganz“ und „kauston“ – verbrannt. Man spricht über Opfer, die komplett verbrannt wurden. Dieser Name tut mir weh. Opfer für wen, für den Teufel? Wir sagen „Schoah“. Schoah heißt Genozid, „eine schreckliche Katastrophe“, und dieses Wort wird schon in allen Sprachen gebraucht – „Schoah“.

Weil ich eine Nummer habe – der Sommer in Israel dauert neun Monate – haben mich die Kinder gefragt: „Warum ist das dort geschrieben, solche Ziffern? Ist das eine Telefonnummer?“ Da musste ich nach einer Antwort suchen, und diese Antwort habe ich 40 Jahre gesucht. Was immer ich geschrieben habe, habe ich kritisiert, denn ich wollte die Kinder nicht verletzen. Nach 40 Jahren habe ich gesagt, was ich schreibe, wird kritisiert – und das ist in Ordnung, man soll kritisieren. Mein Buch trägt, wie schon gesagt, den Titel „Was geschah in der Schoah? – Eine Geschichte in Reimen für Kinder, die wissen wollen“. Also auch im Titel hat das Kind die Wahl. Wenn es nicht wissen will, muss es nicht zuhören, und das habe ich auch den Erzieherinnen gesagt. Das Buch wird auch in den Schulen eingesetzt. Es gibt es in Russisch, in Englisch und in Hebräisch, und jetzt wird es auch in Polnisch sein, was mich sehr freut. Meine nächste Fahrt geht nach Bialystok in Polen, dort wird das Buch in Polnisch erscheinen.

Die Bücher, die ich auf Deutsch habe, muss ich zeigen. „Chika, die Hündin im Ghetto“ ist das eine Buch. Nach den Nürnberger Gesetzen durften Juden keine Haustiere haben, und ich entwickelte eine Handlung über ein Kind – Mi-

chael – der eine Hündin hat, „Chika“. Er will die Hündin nicht weggeben und sucht zusammen mit seinen Eltern eine Möglichkeit, Chika zu verstecken. Selbstverständlich haben meine Bücher für die Kinder ein Happy End, denn ich will den Kindern nicht die Hoffnung und den Glauben an Menschlichkeit rauben. Das zweite Buch auf Deutsch ist: „Wenn Sterne sprechen könnten“. Dieses Buch habe ich meiner Cousine Alunia gewidmet, die mein Schutzengel in dieser bösen Welt war. Sie hat mir geholfen, zu überleben. Das ist eine unglaubliche Geschichte, weil meine Cousine mit zwei Kindern befreit wurde. Sie war nicht beim Todesmarsch dabei, weil sie Angst gehabt hat, man würde die Kinder umbringen. Sie ist bis zur Befreiung durch die Russen in Auschwitz geblieben und ist dann ihren Weg gegangen durch Polen, Deutschland und ist schließlich auch nach Palästina gekommen. Das dritte Buch habe ich schon erwähnt „Gesegnet sei die Phantasie“. Die Guides in den Gedenkstätten gebrauchen dieses Buch, weil es die verschiedenen Situationen in einem KZ – wie konnte man schlafen, was hat man gegessen, wie hat man sich gewaschen und so weiter – die alltäglichen Dinge im Leben, die so wichtig für uns alle sind, beschreibt.

Für mich ist der „Schlüssel“ die Erziehung. Man muss die Jugend so erziehen, dass sie Menschen bleiben und nicht blind nachlaufen. Deshalb bin ich Erzieherin geworden, und dann habe ich in Jerusalem auf der Uni und dann in New York studiert. In Israel war ich Dozentin in demselben Lehrerseminar, wo ich gelernt hatte. Dann war ich die Leiterin im Psychologi-

schen Dienst der Jugendabteilung, dort habe ich Lehrerinnen und Psychologen für junge Kinder ausgebildet. Ich denke, dass man in Deutschland und allen anderen Ländern in Europa zu spät anfängt, das Thema Schoah zu behandeln.

In der Pubertät ist es zu spät. Da haben die jungen Leute andere Probleme, die physischen Änderungen und wie die Anderen sie in der Gruppe sehen und viele andere Probleme. Ich denke, dass meine zwei Bücher, die „Chika“ und „Was geschah in der Schoah“, das erste Herantasten an das Thema sind. Und junge Kinder sind bessere Zuhörer als Ältere. Man muss das gut ausnutzen. Ich erzähle jungen Kindern nichts über Gräueltaten, ich erzähle über Hoffnung, Menschlichkeit und Verantwortung.

Dann war ich Gesandte in Mexiko, in Kanada, in den USA. In England war ich drei Jahre, und meine ersten zwei Bücher habe ich in London geschrieben. Da habe ich Sie kennengelernt, Herr Landesrabbiner Wolff. Ein weiteres Interesse von mir gilt der Musik, ich war sehr gerührt bei der Musik, die ich heute hier gehört habe. Es war wunderschön, ich war beinahe mit Tränen bedeckt.

Am Gedenktag in Israel erschallen die Sirenen, und wir stehen zwei Minuten still. Ich war in Jerusalem, bin zu einer Schule gefahren und ich habe die Sirene gehört und habe dieses Gedicht geschrieben:

Heute weinte mir die Sirene

*Heute hat mir die Sirene geweint
und ich mit ihr.
Und wieder hinein drang in mich ihr Schrei.*

*Heute hat mir die Sirene geweint,
sie erzählte mir eine Geschichte,
ohne ein Wort zu sagen.
Sie heulte mit menschlicher Stimme.*

*Heute hat mir die Sirene geweint
und ich mit ihr.*

Bevor ich Sie nun einlade, Fragen zu stellen, Meinungen zu äußern, mit mir ins Gespräch zu kommen, möchte ich mit einem Gedicht die Frage beantworten, die mir immer wieder gestellt wird.

Wie gelang es mir zu überleben?

*Manchmal fragt mich jemand,
wie ich es schaffte, zu überleben.*

Mit Logik hat meine Antwort nichts zu tun.

*War es vielleicht ein glücklicher Zufall,
eine Reihe von Ereignissen
oder eben mein Wille,
trotz allem zu überleben?*

*Es war auch die Kraft,
das Leid zu ertragen,
angesichts der Trauer,
während um mich herum
alles zusammenbrach.*

*Es mag auch sein,
dass es sich um eine tief verankerte
Leidenschaft zu leben handelte,
ohne jegliche Erklärung oder Begründung,
trotz allem weiterzuleben.*

Dennoch

*wäre es vielleicht einfacher gewesen,
die Hand auf den elektrischen Zaun zu legen
und damit dem Ganzen ein Ende zu setzen.*

Wie habe ich es geschafft, zu überleben?

Wer weiß es? Vielleicht Gott?

Vielleicht ist mein Leben

ein Geschenk des Schicksals.

Vielleicht ist es nur Glück.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, und ich freue mich,
dass Ihr mit mir wart.

Das anschließende Gespräch wurde von Claudia Richter, Referatsleiterin bei der Landtagsverwaltung, moderiert. Sie kennt Batsheva Dagan seit zehn Jahren von zahlreichen gemeinsamen Jugendprojekten.

Claudia Richter:

Vielen Dank an die Gruppe „Halb & Halb“. Es war gut, dass wir einen Augenblick Zeit hatten, uns zu besinnen und nach allem, was wir gehört haben, einen Augenblick Ruhe zu haben in unseren Gedanken.

Ich lade Sie nun ein: stellen Sie Ihre Fragen, sagen Sie Ihre Meinung. Für Batsheva ist es sehr wichtig, dieses Feedback auch von Ihnen zu bekommen. Bitte schön!



Ulrich Wittenberg:

Ich möchte ganz herzlich danken, dafür, dass Sie diese Kraft aufbringen, über Ihr Schicksal zu erzählen. Ich bin als Schüler, vielleicht im ähnlichen Alter wie viele Schüler hier, in der DDR-Zeit in Buchenwald gewesen. Später als Lehrling war ich in Neubrandenburg. Dort war ein Frauenlager, das war, glaube ich, eine Außenstelle von Ravensbrück, wenn ich mich richtig erinnere. Das habe ich gesehen. Ich fand das alles sehr

bedrückend, sehr erschreckend, aber auch irgendwie fast unvorstellbar, muss ich sagen. Und auch wenn ich der DDR kritisch gegenüberstand, war ich von der Ideologie auch nicht frei, was man da gehört hat. Und für mich war das eigentlich total weit weg. Die DDR war der antifaschistische Staat, und mit den Nazis und allem, das war in Westdeutschland, und der Hitler war aus Österreich. Dass das alles auch hier gespielt hat, sozusagen in der DDR, das war mir überhaupt nicht klar und nicht bewusst zu der Zeit. Ich war später schockiert, dass das ganz gewöhnliche Menschen waren, in deren Mitte man sozusagen lebt, die zu solchen Dingen fähig gewesen sind. Deswegen meine Frage: Was war das für eine Familie, bei der Sie hier in Schwerin gewohnt haben, und wie hat es sich zugetragen, dass Sie dann doch verraten worden sind?

Batsheva Dagan:

Ganz einfach, es waren wenige Leute in Polen, die gewusst haben, dass ich nach Deutschland geflohen bin, und jemand hat das getan. Ich weiß nicht genau wer. Aber die haben mich gefunden und haben mich verhaftet. Die Polen, die das gemacht haben, haben vielleicht auch Geld bekommen. Es gab Polen, die widerstanden haben. Aber es gab auch Polen, die den Nazis geholfen haben.

Claudia Richter: Und die Familie, bei der du gearbeitet hast, das war der Gerichtsdirektor von Schwerin?

Batsheva Dagan:

Er war Landesgerichtsdirektor. So hat er sich vorgestellt. Ich habe damals nicht gewusst, was das bedeutet, was seine Arbeit bedeutet.

Claudia Richter:

Batsheva hat auch nachgeforscht, ob sie die Kinder, die sie damals betreut hat, vielleicht wiederfindet. Das wäre auch für die Zuhörer sehr spannend zu erfahren.

Batsheva Dagan:

Ich habe die Kinder in Hamburg getroffen. Das Mädchen, eine Frau, die ist heute wahrscheinlich schon über 80 Jahre, und auch den Sohn. Den Sohn habe ich gestern telefonisch erreicht. Sie sind den Eltern ja nachgelaufen, die Eltern waren Nazis und die Kinder waren auch aktiv. Sie waren in der Hitlerjugend und in dem Bund Deutscher Mädel. Der Sohn hat mir gestern gesagt, dass sein Sohn ein Pastor ist, und der will unbedingt mit mir sprechen.

Claudia Richter:

Und wirst du mit ihm sprechen?

Batsheva Dagan:

Ja, warum nicht? Und gerade weil er ein Pastor ist, er hat einen Einfluss auf die Gemeinschaft.

Stephan Nolte:

Ich kann da nochmals an die Familie anknüpfen, in der Sie arbeiten mussten. Wie haben Sie das empfunden, als die alte Frau zu Ihnen sagte: „Der Führer hat uns betrogen.“ War das Selbstmitleid, oder wie hat das auf Sie gewirkt?

Batsheva Dagan:

Ich muss ehrlich sagen, ich war sehr zufrieden. Denn schließlich und endlich hat sie anerkannt, dass Hitler Böses für Deutschland getan hat. Und dass sie das gesagt hat, war für mich eine große Genugtuung. Ich wollte das von vielen hören, nicht nur von ihr.

**Lucie Zoe Lazarus, Schülerin
am Schweriner Sportgymnasium:**

Ich habe eine Frage zu dem Lernen. Sie haben gesagt, dass es für Sie ein sehr wichtiger Bestandteil war, auch damals in Auschwitz, Französisch zu lernen, das Sie von der Belgierin lernten. Haben Sie heimlich nachts gelernt oder am Tag, und wie haben Sie geübt?



Batsheva Dagan:

*Das musste ich nicht heimlich machen, weil wir gearbeitet haben und wir haben auch gesprochen. Und wann immer ich eine Gelegenheit hatte, habe ich gefragt: Was heißt das und was heißt das? Das war meine Neugierde, ich musste etwas für meine Seele machen, dass **ich** entscheide und nicht nach den Befehlen gehe. Es gibt noch heute in Israel einige Frauen, die mich von dort kennen. Eine gehörte zu unserer Gruppe der acht Mädchen, und eine andere, die mit mir im „Kanada-Kommando“ gestapelt hat. Die sagen: „Du Verrückte, du hast Französisch gelernt.“ Ich habe auch Flüche in allen Sprachen gelernt, denn ich habe sie gehört.*



Henning Foerster:

Sie haben vorhin gesagt, dass Sie erst mal aus Europa weg wollten. Das ist nachvollziehbar nach den schlimmen Erlebnissen, die Sie hatten. Ist es Ihnen denn sehr schwer gefallen, irgendwann wieder nach Deutschland zu kommen?

Batsheva Dagan:

Ja. Am Anfang sehr schwer. Ich war auf einer Tagung in Holland. Dort war eine deutsche Gruppe von Sozialarbeitern und Psychologen, und die haben Deutsch gesprochen. Da habe ich geweint. Dann habe ich gedacht, die Sprache ist nicht schuldig, die Menschen sind schuldig; nicht diese, sondern die, die

die Menschen verfolgt haben. Was ich vorher nicht erwähnt habe: im Lager war der einzige Wunsch: Rache, Rache, Rache. Wir haben von Rache geträumt und haben verschiedene Fantasien erfunden, wie man sich rächen kann. Ich habe 1945 nach meiner Befreiung einen offenen Brief an Irma Grese geschrieben, der in vielen Zeitungen Europas erschienen ist. Dort schrieb ich: „Erschießen? Das ist eine Minute. Das ist gar nichts. Gift geben? Geht auch schnell. Nur wenn Sie dieselbe Via Dolorosa wie wir gehen, dann ist es gerecht.“ Das war unsere Vorstellung von Rache. Mit der Zeit habe ich verstanden: Wenn ich so denke, bin ich nicht besser als sie. Als ich Erziehung studierte, habe ich verstanden, mit Rache kann man die Kinder nicht zu Menschen erziehen, da muss man anders handeln. Ich habe diese Rache-Gedanken losgelassen, ich wollte nicht mehr so denken. Wenn ich heute einen Aufseher sehen würde, würde ich mir wünschen, dass er bestraft wird. Ludwig Hahn und Franz Wunsch waren grausam, die sollten zumindest bis zum Ende ihres Lebens in Haft bleiben. Das habe ich mir vorgestellt.

Aber ich kann ich nicht die zweite Generation beschuldigen und nicht die dritte und nicht die vierte, die haben das nicht getan. Die erste Generation ist mitgegangen, und das können wir nicht verleugnen. Wenn man die Filme aus Hitlers Zeit sieht, wie viele Massen die Hände gehoben haben und „Heil Hitler“ geschrien haben. Die haben nicht nachgedacht.

Viele haben gesagt, sie haben über die Vernichtung nichts gewusst. Aber Sachsenhausen ist neben Berlin und Majdanek ist neben Lublin und

Auschwitz-Birkenau ist neben Oświęcim und die Leute haben gesehen, wie man die Opfer zum Tode führt.



Erich Kary, Holocaust-Überlebender:

Wie war die Verbindung, hier in Schwerin, zu anderen Zwangsarbeitern, die aus vielen Ländern hier eingesetzt wurden? Bestand da eine Verbindung, oder war man wirklich nur alleine für sich? Das hängt mit der Frage zusammen „Wie bin ich verraten worden?“ Das würde mich interessieren.

Batsheva Dagan:

Ich habe Mädchen, die im Hotel gearbeitet haben, getroffen. Ich habe auch Gesellschaft gesucht. Ich wollte mit jemandem sprechen. Da war ein Tscheche, der hat uns begleitet. Wir haben Gesellschaft gesucht, wir mussten doch jemanden haben, wir konnten nicht alleine diese Wirklichkeit ertragen.

Gast im Publikum:

Und die haben Sie eventuell auch verraten?

Batsheva Dagan:

Die Oma hat mir gesagt, das habe ich nicht erzählt, dass die Mädchen gekommen sind und sie gefragt haben, wo ich bin. Die haben sich dafür interessiert,

warum ich nicht mehr zu unseren Treffen komme. Ich bin ja immer zum Hotel gegangen und habe sie dort getroffen. Das waren vielleicht drei Kilometer vom Slüter Ufer aus, aber damals war ich jung, da konnte ich gut laufen.

**Torben Pietreck, Schüler am
Schweriner Sportgymnasium:**

Ich möchte gerne fragen, ob Sie selber Kinder haben und wenn ja, wie Sie ihre Erziehung vielleicht verändert haben, nachdem Sie im KZ waren? Weil Sie davon erzählt haben, dass Sie die Kinder dazu bringen wollen, selbstständiger zu werden, um zum Beispiel nicht mehr einem Führer zu folgen.



Batsheva Dagan:

Vor allem meine Kinder mussten es wissen, denn die Nummer hat mich verraten. Sie haben auch gefragt, warum ich eine Nummer habe. Ich habe nichts über die Gaskammern und die Selektionen erzählt, aber ich musste ihnen so viel erzählen. Meine beiden Söhne werden aber meine Arbeit zu diesem Thema nicht weitermachen. Das habe ich auch nicht verlangt. Aber meine Enkel interessieren sich mehr dafür als meine Söhne, und das ist normal. Ich habe zwei Söhne und neun plus eins Enkel. Warum sage ich neun plus eins? Ich habe einen sehr religiösen Sohn, der Musiker ist. Er hat das Religiössein gewählt, weil von der Seite meiner Mutter die ganze Familie umgebracht wurde, die auch religiös war. Er hat

neun Kinder. Und der andere Sohn hat einen Sohn, der mit mir schon dreimal in Ravensbrück war. Ich habe zehn Urenkel, ich bin eine sehr produktive Ur-Oma (lacht). Alle sind schön! Habt Ihr schon mal eine Oma gesehen, die sagt, dass die Enkel nicht schön sind? Aber meine Urenkel sind wirklich schön, muss ich sagen. Ich habe Freude daran, bevor ich mit ihnen rede, sie anzuschauen – so liebe Gesichter mit blauen Augen. Meine Mutter hatte auch blaue Augen.



Ramona Ramsenthaler,

Leiterin der Gedenkstätte Wöbbelin:

Frau Dagan, ich möchte mich bei Ihnen bedanken, für Ihr Statement, auch bei jüngeren Kindern mit der Erziehung zu beginnen. Ich freue mich, dass Sie im letzten Jahr in der Mahn- und Gedenkstätte in Wöbbelin zu Gast waren. Und ich kann nur das bestätigen, was Sie eben gesagt haben, dass man auch mit jüngeren Kindern über diese Dinge sprechen muss. Ich habe von Ihnen gelernt, dass es mit einer guten Geschichte enden muss, was ich ganz wichtig finde. Und ich glaube, es ist auch ganz wichtig, wenn es immer die Geschichte vor Ort ist. Ich kann diejenigen Lehrerinnen und Lehrer und Schüler, die hier sind, nur einladen, vor die Haustür zu gehen, in die Mahn- und Gedenkstätte Wöbbelin. Wöbbelin liegt 30 km von Schwerin entfernt, auch dort hat sich Ähnliches ereignet am Ende des Krieges. Dort ist das letzte Außenlager des

KZ-Neuengamme gebaut worden, im Februar und März 1945, und in den letzten drei Wochen des Krieges gab es Evakuierungsmärsche, bei denen 5000 Menschen unter unsäglichen Bedingungen nach Wöbbelin gekommen waren. Ich glaube, es ist ganz wichtig, auch hier in der Region darüber zu sprechen. Und wir haben uns vor vier Wochen in Ravensbrück gesehen. Ich habe dort den jüngsten Häftling des KZ-Wöbbelin, Peter Hawatsch, zum ersten Mal getroffen, der damals, 1945, zehn Jahre alt war.

Das ist der Grund, warum wir nicht erst in der neunten Klasse über diese Thematik sprechen müssen, sondern wir haben die Verantwortung, auch schon mit jüngeren Kindern darüber zu reden, wenn sie diese Fragen haben. Das Erfreuliche ist, ich habe im vergangenen Jahr davon gesprochen, dass vier Grundschulklassen dabei sind, sich mit dieser Thematik durch die Literatur zu befassen. Ich kann sagen, dass immer mehr Schulen aus der Region den Ort nutzen, und ich bin dankbar dafür, dass Herr Kary den erwachsenen Schülern immer zur Seite steht. Ich würde Sie, liebe Frau Dagan, sehr, sehr gerne einladen, bei unserem nächsten Lehrerseminar, wo es um das Projekt „Demokratie – Leben und Lernen“ geht, vielleicht im nächsten März dabei zu sein. Ich fände es ganz toll, wenn all diejenigen Partner aus den Schulen im Landkreis Ludwigslust-Parchim die Möglichkeit hätten, auch von Ihnen zu hören, dass Holocaust-Erziehung bei den Kindern beginnen muss. Ganz, ganz herzlichen Dank für die Unterstützung, von der wir nur symbolisch gewusst haben, die uns aber auch sehr geholfen

hat. Ich glaube, es ist an der Zeit, dass die Projektpartner Sie auch kennenlernen dürfen, das fände ich ganz toll.

Batsheva Dagan:

Ich muss dazu sagen, über meine Lebensereignisse zu berichten ist nicht das Einzige, was ich mache. Ich treffe Lehrer und stelle mein Programm vor, wie man das Thema für verschiedene Altersgruppen einführen soll. Das habe ich auch in England, in London gemacht, das war eine sehr kreative Zeit, nachdem ich pensioniert war.

Erich Kary (ehemaliger Häftling im KZ Wöbbelin)

Ich kenne den Vortrag selbst schon auswendig. Ich brauche das nicht mehr. Aber es kommt an, es gibt ein großes Nachdenken und man fragt zum Anfang, wie konnte ich überleben und auch zum Schluss, wie konnte ich überleben? Für Ihren Vortrag nochmals herzlichen Dank.



Christian Mews:

Auch von mir vielen Dank für diese interessanten Berichte. Ich bin in einem Alter, Ende 30, Anfang 40, wo ich ähnliche Geschichten auch in meiner Familie erleben durfte, als meine Großmutter mit 98 Jahren diese Inhalte ähnlich dargestellt hat. Aber trotzdem

immer diese Distanz. Das hat mich immer beeindruckt: Schreckliches erlebt zu haben und trotzdem kindgerecht darüber zu berichten. Das entnehme ich auch Ihren Ausführungen. Ich verspüre wenig Verbitterung, sondern eher eine besondere Darstellung dieser schrecklichen Erlebnisse. Was mich ganz speziell interessieren würde: Sie haben dargestellt, Sie sind Lehrerin gewesen. Wie gehen die Menschen in Israel im Schulsystem, aber auch im Alltag, mit diesem Thema um, und welche Fragen bewegen die Menschen in diesem Zusammenhang auch in Richtung Deutschland?

Batsheva Dagan:

Dazu muss ich sagen: Ich kann das nicht verallgemeinern. Es gibt Menschen, die sich dem Thema widmen, die etwas darüber hören wollen. Besonders die dritte Generation, mehr als die zweite. Denn die Eltern der zweiten Generation haben Angst gehabt, darüber zu erzählen, auch wenn sie Nummern hatten. Viele haben es verschwiegen. Ich habe Männer getroffen, die nach der Vergangenheit ihrer Eltern suchten und noch bis heute suchen. Dies ist etwas, was sie sich nicht verzeihen können: Nicht gefragt zu haben. Denn von einer Seite wollten die Eltern nichts erzählen, und von der anderen Seite haben die Kinder Angst gehabt, zu fragen.

In Israel ist es unmöglich, sich mit dem Thema nicht zu befassen. Denn wir haben einen Gedenktag, an dem die Sirene ertönt und Zweijährige fragen, was das ist. Ich habe in England, in London, eine Kindergärtnerin gehabt, die es gewagt hat, das Thema einzuführen. Und ich wollte den Drei- und Vierjährigen nichts über die „Schoah“ erzählen, sondern sechs Kerzen anzünden und sagen, wir geden-

ken der vielen Menschen, die umgekommen sind – ich habe natürlich nicht die Wörter ermordet oder vergast gebraucht. Den Kindern ist nichts passiert. Man muss auch in der Familie offen über den Tod sprechen und nicht erzählen, dass der Opa im Himmel ist. Sonst fragen die Kinder: „Warum fällt er nicht runter?“ Man muss offen mit dem Thema umgehen. Je jünger, desto weniger. So habe ich auch meine Bücher geschrieben. Die „Chika“ ist ein guter Anfang. Ich war an einem sehr guten Gymnasium in Berlin. Das war das Evangelische Gymnasium unter dem Grauen Kloster, und die 17-jährigen hatten kein Interesse an dem Thema. Da habe ich das Buch „Chika“ genommen und habe sie gefragt: „Wenn ihr Lehrer wärt, für welches Alter hättet ihr das Buch gewählt?“ Da haben sie zugehört und sich für das Thema interessiert. Ich habe sie mir als Lehrer vorgestellt und sie gefragt, was sie mit diesem Buch machen würden. Es hat gewirkt. Meine Kollegen Psychologen sagen, sie nutzen die „Chika“ für Therapien. Für Leute, die Angst haben, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Dann liest man das Buch und es kommen die Assoziationen, und anschließend spricht man.

Claudia Richter:

Der zweite Teil der Frage war nach dem Blick aus Israel nach Deutschland, die Sicht der israelischen Gesellschaft auf uns Deutsche.

Batsheva Dagan:

Es gibt Leute, die sagen: „Meine Füße werden diese Erde nicht betreten“. Und es gibt solche, die sagen: „Deutschland ist ein schönes Land und ein interessantes

Land und die Menschen sind freundlich.“ Es gibt solche und solche, wie überall. Ich kenne einige, die nie nach Deutschland fahren werden. Auch meine Enkel haben mich gefragt: „Warum fährst du nach Deutschland, wenn du so viel gelitten hast?“ Dann habe ich ihnen gesagt: „Es war eine andere Zeit, und es ist eine neue Generation.“ Und ich habe ihnen erklärt, dass man mit Rache und Wegschauen nichts erreichen wird. Man muss Freunde suchen, keine Feinde. Freundschaften muss man schließen. Da muss man aktiv sein. Die kommen nicht von alleine.

Claudia Richter:

Das war jetzt fast schon ein Schlusswort, das in unsere Herzen gehen kann und soll. Ich will trotzdem nochmal die Frage an Sie alle richten: Gibt es noch eine ganz wichtige Frage oder Meinung, die jetzt nicht mit nach Hause genommen werden soll? Dann ist jetzt die Gelegenheit. Auch ich habe noch eine letzte Frage, die man dir oft stellt. Du hast heute sehr oft über deine Nummer gesprochen. Du hast auch schon erzählt, dass es Überlebende gibt, die die Nummer haben entfernen lassen. Warum hast du das nicht gemacht?

Batsheva Dagan:

Es kamen Ärzte aus Südafrika, die haben freiwillig diese Operationen gemacht. Ich wollte die Nummer nicht entfernen lassen, sie ist ein Teil meines Lebens. Und sie ist ein Zeuge, wenn die Menschen glauben, dass die „Schoah“ ein Produkt jüdischer Fantasie ist. Deshalb habe ich die Nummer nicht entfernt.

Ich habe eine Freundin in England, die hat sich die Nummer entfernen lassen. Heute bedauert sie es. Sie hat die Haut in einer Flasche mit Formalin. Diese Flasche habe ich gesehen. Heute sagt sie: „Schade, ich habe eine Narbe.“ Und die Narbe erzählt über die Nummer.

Im Sommer schauen die Leute. Ich erinnere mich besonders an mein erstes Mal in Deutschland. Die Leute haben die Nummer gesehen und haben getuschelt: „Schau dir das an.“ Und ich sehe, wie sich die jungen Leute heute mit verschiedenen Tätowierungen beschmieren. Das ist so hässlich und so unnatürlich. Unsere Körper sind doch schön genug. Man muss sie nicht beschmieren. Das ist wie Graffiti auf dem Körper.

Lucie Zoe Lazarus, Schülerin am Schweriner Sportgymnasium:

Ich wollte noch etwas zu Ihren Gedichten sagen. Wir haben die im Deutschunterricht das erste Mal gelesen und sie haben mich sehr, sehr tief berührt. Auch deshalb, weil ich in meiner Familie so einen Fall habe, meinen Urgroßvater. Er war auch in einem KZ und hat schwer gelitten. Er hat zwar überlebt, ist aber kurz danach an den Folgen gestorben. Mein Großvater hat mir erzählt, wie das für ihn war, und deswegen bedeuten mir Ihre Gedichte sehr viel.

Batsheva Dagan:

Ich bin sehr, sehr froh und bin Ihnen dankbar, dass Sie mir das erzählt haben. Ich wollte den Menschen diese Wirklichkeit nahebringen, obwohl sie so schwer ist.

In diesen kleinen Episoden habe ich das Leben beschrieben, wie man geschlafen hat, was man gegessen hat, wie man Brot geteilt hat und andere Sachen. Vielleicht erzähle ich noch etwas über das Brot. Darauf bin ich stolz. Wir sollten ein Viertel Brot bekommen und die Funktionshäftlinge haben eine dicke Schnitte rausgeschnitten, da war es schon kein Viertel mehr. Wir waren acht Mädchen und sind zu der Blockältesten gegangen und haben sie ersucht, sie soll uns zwei Brote geben. Sie hat es gemacht und uns zwei Brote gegeben. Dann gab es ein Problem: Wer wird das Brot teilen? Wir haben einen Lumpen gefunden und ein Messer, und man hat mich ausgewählt. Und wenn ich auf etwas in meinen Leben stolz bin: mir haben sieben hungrige Augenpaare geglaubt. Ich habe die Brösel ausgeteilt und die Ecken, die waren mehr wert als die Mittelstücke. Und darauf bin ich stolz, nicht auf die Auszeichnungen. Das haben alle im Gedächtnis behalten.

Claudia Richter:

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal auf das Buch „Gesegnet sei die Phantasie – verflucht sei sie“ hinweisen. Man kann es im Buchhandel bestellen, es hat eine ISBN-Nummer. Wenn jemand den dringenden Wunsch hat, so ein Buch zu besitzen, dann bitte ich Sie, sich einfach in unsere Listen hier einzutragen. Soweit der Vorrat reicht, schicken wir Ihnen das Buch dann gerne zu. Aber es ist auch eine Verpflichtung mit diesem Buch verbunden – und da hast du, liebe Batsheva, das Schlusswort. Du bist ja auch mit einer Erwartung hierhergekommen.

Batsheva Dagan:

Vor allem möchte ich mich bedanken für Eure Aufmerksamkeit, für Euer Mitgefühl. Und was ich erwarte: dass Ihr auch Nein sagt, Ihr jungen Menschen besonders, wenn Ihr Unrecht seht, und dass Ihr auch kämpft und nicht nachlauft. Das ist sehr, sehr wichtig. Ich glaube, ich bin tief überzeugt, dass es auch in der Hölle eine Wahl geben kann. Und das hängt von jedem Einzelnen von Euch ab. Das liegt nicht in der Luft, das liegt in der Seele, dies in sich zu suchen und den richtigen Weg im Leben zu finden. Mein Segen ist es, dass Ihr in Frieden Euer Leben leben könnt. Wir in Israel sind wieder bedroht, der Ahmadinedschad will uns alle umbringen und das ist eine neue Angst, die ich niemandem wünsche. Aber ich sage nichts zur Politik.

Claudia Richter:

Batsheva, ich bin überzeugt davon, dass du heute Abend hier alle als Zeugen deiner Zeugnischaft gewonnen hast. Du sagst ja immer: „Werdet Zeugen der Zeugen.“

Batsheva Dagan:

Ihr werdet Zeugen der Zeugen sein! Ihr werdet vermitteln, was Ihr gehört habt. Das ist meine große Hoffnung – und deshalb komme ich immer wieder nach Deutschland, auch wenn es nicht leicht ist.



Landtags-Vizepräsidentin Silke Gajek bedankt sich bei Batsheva Dagan.

Silke Gajek, Vizepräsidentin des Landtages Mecklenburg-Vorpommern:

Es wurde viel gesagt, bei manch Einem ist vorhin vor Rührung auch eine Träne geflossen. Sie haben vorhin gesagt, dass Ihnen die Musik so gut gefällt und ich glaube, wir hören die Gruppe „Halb und Halb“ noch einmal. Als Dankeschön möchte ich Ihnen eine CD der Gruppe schenken. Und wenn Sie irgendwo unterwegs sind und vielleicht mal an Schwerin denken oder auch an unsere heutige Diskussion, dann können Sie das Scheibchen auflegen. Ich denke, das ist eine sehr schöne Erinnerung. Und Blumen gehören auch immer dazu, denn sie haben ihre eigene Sprache. Ich bedanke mich im Namen aller Anwesenden und wünsche Ihnen alles Gute. Und ich persönlich bin tief gerührt und ich weiß, dass es einigen Anderen auch so ging. Danke.

Lesetipps

Batsheva Dagan

„Gesegnet sei die Phantasie – verflucht sei sie !“

Erinnerungen an „Dort“ (Überlebenszeugnisse)

Metropol Verlag Berlin, 2006

ISBN: 978-3-936411-70-6

Batsheva Dagan

„Wenn Sterne sprechen könnten“

Metropol Verlag Berlin, 2007

ISBN: 978-3-938690-60-4

Batsheva Dagan

„Chika, die Hündin im Ghetto“

Hrsg. Theater im Schuppen e.V. Frankfurt/Oder, 2008

ISBN: 978-39812358-1-4

Mecklenburg Vorpommern



Landtag

Lennéstraße 1
19053 Schwerin
Telefon 03 85 - 5 25 - 0
Telefax 03 85 - 5 25 21 41
poststelle@landtag-mv.de
www.landtag-mv.de